



Prolog

Sie hat es eilig. Heute kommt der Chef erst nach der Mittagspause in ihre Abteilung und sie will vor ihm

dort sein. Er soll nicht den Eindruck gewinnen, dass sie ihren Schreibtisch zu lange verläßt oder die Mittagspause

überzog. Dabei war sie heute schon um elf gegangen. Dieser Gedanke läßt sie lächeln. Das abgewaschene Geschirr räumt sie von der Spüle in die Schränke und schließt das

Küchenfenster. Ein prüfender Blick durch den Raum, ein zufriedenes Nicken. Sie mag eine aufgeräumte Küche. Darin, da ist sie ein bisschen stolz drauf, unterscheidet sie sich

gewaltig von ihrer Klientel. Mein Gott, in was für Löchern sie schon einen Kaffee angeboten bekam. Zum Schütteln. Sie ist da anders. Sie ist sich auch sicher, nie so

tief zu sinken wie diese Leute, denen sie von Amtswegen auf die Finger sieht.

Die Küchenuhr tickt laut, sie muss sich beeilen. Im Flur ein Blick in den Spiegel. Sie bringt ihr Haar in Ordnung, zupft die Bluse zurecht und streicht ein paar Brotkrümel vom Rock. Als sie in ihre eleganten Schuhe schlüpft, schreckt sie hoch. Der Briefkastenschlitz klappert und reißt sie aus ihren Gedanken. Zögernd geht sie zur Haustür. Durch das geriffelte Glas erkennt sie die verzerrten Umriss eines Mannes.

Der Oberkörper scheint mit etwas Schwarz-Rot-Gestreiftem bekleidet zu sein. Als sie zögernd den Türgriff umfasst, gleitet eine Reklame des nahen Supermarktes zu Boden. Seufzend hebt sie das Blatt auf und wirft es in den Küchenmüll. Da, jetzt hat es geschellt. Hat der was vergessen, denkt sie verdutzt und wendet sich erneut zur Tür. Bevor sie wahrnimmt, dass das verzerrte Bild hinter der Türscheibe keine schwarz-rote Streifen hat, öffnet sie auch schon.

Als er schellt, wird mit einem „Ja bitte“ geöffnet. Er schaut in neugierige, arglose Augen. Seine Rechte rammt die Klinge eines Jagdmessers kraftvoll in ihren Hals. Er ist voller Hass. Das Röcheln klingt überrascht.

Der Mundgeruch eines Menschen, der gerade etwas gegessen hat, weht ihm entgegen. Wie hartnäckig Menschenfleisch zusammen hält, zuckt es in seinem Kopf. Ein zweiter Stoß in die Brust. Es ist der Tag der Heiligen Cordula, erinnert er sich. So starb sie auch. Ihrer Gefährtin, der Heiligen Ursula, gedachten wir den Tag zuvor. Beide erlitten das gleiche Martyrium, wurden als Frauen von den Hunnen dahingeschlachtet, wollten dem Glauben nicht entsagen. Das Mädchen Anna-Lena durfte nie Frau werden.

Er ist aufregt, sein Körper zittert. Noch ein Stoß in den Hals. Ihre Hand krallt sich an ihm fest, versucht röchelnd, das Messer aufzuhalten. Er schiebt sie in den Hausflur. Der Griff des Messers wird schlüpfrig, doch das Fell eines Rehbocks hemmt das Rutschen. Jetzt versteht er. Darum sind die Griffe der Jagdmesser oft aus Rehläufen.

Er reißt die Klinge heraus. Ihr Blick sucht nach Erklärungen. Er aber sagt nichts. Sie fällt zusammen und stürzt auf den Boden. Die Terrazzofliesen sind schlüpfrig geworden, überall Rot. Der Körper zuckt. Dahingemetzelt wie Cordula, denkt er, eine würdige Art zu gehen. Der Geruch von Blut. Seine Hände sind klebrig. Diese schmierige Konsistenz, geht es ihm durch den Kopf. So ist sie also, die Lebenskraft. Ihm wird schlecht.

„Jetzt nur nicht übergeben“, murmelt er, „nur nicht unwürdig erscheinen.“

Dann die Stille. Irgendwo tickt eine Uhr. Zu Ehren der Heiligen kniet er sich in die Blutlache. Sein Körper zittert noch. Dieser Geruch, ihm wird erneut übel. Dann sticht er zu, rammt das Messer in den Leib, wieder und wieder. Sie merkt es nicht mehr. Ihre Augen

sind weit geöffnet, der Blick wirkt immer noch überrascht. „Für Anna-Lena“, zischt er. Zwischen seinen geöffneten Lippen ziehen sich Speichelfäden.

Niedergehauen wie Cordula, geht es ihm durch den Kopf. Seine Kraft lässt nach. Schlaff hängen beide Arme. Sein gehetzter Atem beruhigt sich nur langsam. Konzentriert ergreift er ihre linke Hand, nimmt den toten Zeigefinger wie ein Stück Kreide und schreibt etwas mit ihrem Blut auf die Fliesen. Ein Blick auf die Armbanduhr. Sechs Minuten sind vergangen. Seine Cordhose ist voller Blutschleim.

Langsam, mit unsicheren Beinen, erhebt er sich.

Vor der Haustür steht seine schwarze Sporttasche. Während er nach ihr greift, kommt ein junger Mann in einem schwarz-rot gestreiften Pullover am Haus vorbei und sieht flüchtig zu ihm herüber. Ansonsten ist die Straße leer. Er holt die Tasche ins Haus und folgt dem Flur weiter ins Innere. In der Stille hört er wieder das Ticken der Uhr. Aus der Küche surrt der Kühlschrank. Dort geht er hin. Bis auf das rote Profil seiner Schuhsohlen ist hier kein Blut am Boden. Er zieht die Schuhe aus. Mit einem Küchenlappen aus der Spüle wischt er das schwarze Leder sauber und wirft den Lappen ins Becken. Er zieht die Einweghandschuhe aus, legt sie in eine Plastiktüte aus der Sporttasche und wäscht sich Hände und Gesicht. Rosa läuft das Wasser aus dem Küchenlappen in einem Strudel ab. Hose und Pullover, beides klebrig und nach Blut riechend, verschwinden wie das Messer in der Plastiktüte. Das Anlegen eines dunkelblauen Hemdes samt grauem Anzug dauert nicht lange, trotz seiner fahrigten Finger. Im Flur folgt kein Blick mehr auf den Körper, nur auf die Fliesen daneben. Die Zeichen sind gut zu lesen.

Leise fällt die Tür ins Schloss. Er schlendert die Straße entlang. Magen und Atmung kommen zur Ruhe und um ihn herum ist ein goldenes Licht. Der Duft aufgeworfener Erde in den Gärten, bunte Blätter, die im lauen Wind rascheln. Für einen Augenblick lächelt er und schließt die Augen. Tief zieht er die Luft ein. Harmonie und Opulenz, denkt er, ein wundervoller Herbsttag, ein gigantisches Abschiedsfest der Natur.

Ja, er ist zufrieden.

*** Erntedank ***

Als Sebastian Nettesheim, Spiritual am Priesterseminar zu Köln, noch Lyrik las und ganze Abende in der Sprache der Klassiker badete, fand er bei Heinrich von Kleist eine Stelle, die von der Wichtigkeit sprach, einen komplizierten Sachverhalt wieder und wieder zu erzählen. Der Text werde dabei verständlicher, die Sprache glatter. Diese Idee hatte sich in ihm festgesetzt und irgendwann hatte er begonnen, seine Gedanken nieder zu schreiben und damit zu klären. Es wurde eine liebe Gewohnheit und schnell sah er, um wie

viel deutlicher sein Tagwerk wurde und dass er seine Gefühle besser erkennen konnte. Das wird für mich, hatte er sich gesagt, immer wichtiger, denn ich spüre den steigenden Unbill des HERRN, seine Wut über die Unbrüderlichkeit in der Welt. Die Menschen werden selbstüchtig, fühlen keine Verantwortung mehr für einander. Sie lästern und zerstören SEINE Schöpfung. Und sie vergessen die Qualen der Märtyrer, der christlichen Blutzeugen, die sich für IHN hingaben. Ja, ich spüre in mir, wie kommende Ereignisse Herz und Hirn durcheinander bringen werden, so der HERR will. Was der Spiritual damals nicht überschaute, war die Heftigkeit des Geschehens, die Aggressivität eines zerstörenden Fanatismus, der auch ihn mitreißen sollte.

Auch für seine Mutter sollten die Ereignisse unfassbar werden. Oft sagt man katholischen Priestern eine enge Mutterbindung nach. Im Falle dieses Geistlichen traf dies nicht zu. Eine schleichende Entfremdung war der Grund dafür, dass der Kontakt Nettessheims zu seinen Eltern immer weiter nachließ. Auf das Geschehen angesprochen meinte sie: *„Ich bin sprachlos. Meinem Mann geht es genauso, das können Sie glauben. Mein Gott, was sollen denn die Leute von uns denken. Wenn ich nur wüsste, was ihn dazu gebracht hat. Es ist schrecklich. Aber vielleicht war Sebastian immer zu alleine. Ich denke oft nach all dem, dass die Kirche doch keine so gute Umgebung für ihn war.*

Man traut sich ja gar nicht mehr auf die Straße. Immer denke ich, die Leute sehen einen schräg an, auch wenn diese Sachen nicht bei uns passiert sind. Hier in der Siedlung kennt doch jeder jeden. Die wissen genau, von wem wir die Eltern sind. Duisburg ist auch nur ein Dorf, müssen Sie wissen. Nein, ich habe keine Erklärung, wirklich nicht. Wenn man sich das so überlegt, möchte man meinen, der kann nicht unser Sohn gewesen sein.

So eine zarte Seele, hat ständig mitgelitten und wollte nur Gutes tun. Ich weiß noch wie heute, wie entsetzt er war, als die Jungen das auf dem Feld machten. Da war er vielleicht fünf oder sechs. Damals gab es hinter unserer Siedlung noch Gemüsegärten und Felder mit lehmigen Wegen, immer trug er mir den Dreck mit rein. Er war einer der Kleineren, die anderen wollten ihn nicht bei sich haben, ließen ihn aber am Rande mitlaufen. An dem Tag kam er nach Hause und hörte mit dem Heulen nicht mehr auf. Hochrot war sein Kopf und ganz heiß. Ich saß am Küchentisch und schnibbelte Bohnen in Gläser. Mein Gott, was für ein Aufstand. Die Jungen, es war nicht leicht, das aus ihm raus zu bekommen, hatten wohl auf dem Feldweg gespielt und dabei Mäuselöcher entdeckt. Einer holte dann eimerweise Wasser und goss das in die Löcher. Ein anderer der Bengel hatte einen Spaten besorgt und nun warteten sie, bis die Mäuse fiepend aus den Löchern krabbelten. Die wollten ja nicht

ertrinken. Und dann, Zack! Und noch mal, Zack! Mitten durch die Maus ging der Spaten. Das Vorderteil konnte sogar noch Augenblicke krabbeln, mit heraushängendem, bubberndem Herzchen. Ich weiß nicht, wie viele Mäuse die halbierten, jedenfalls müssen sie dabei hässlich gelacht haben. Und Sebastian, klein wie er war, sah das mit großen Augen und muss irgendwann angefangen haben zu kreischen. Die Jungs sollten aufhören. Na, die haben ihn natürlich weggestoßen und er ist hingefallen. Die haben dann noch mehr gelacht und mit den Mäusen weitergemacht. Er konnte wohl die Augen nicht wegrehen, die raushängenden Eingeweide und das Herz, das kam immer wieder in seinem verweinten Gestammel vor. Ich hatte die Hände voller Bohnen und sagte ihm, er solle sich ein Glas Wasser vom Kran holen. Beim Schlucken wurde er stiller und kühlte sich ab. So ein Geschrei wegen der Mäuse! Na ja, wie ich sagte, Sebastian hatte immer ein weiches Herz. Vielleicht ist irgendwas davon bei ihm hängen geblieben.“

Sebastian Nettesheims Mutter sollte erst später zu Wort kommen. Im Moment, in den Tagen des Erntedanks im letzten Jahr des Pontifikats Johannes Paul des Zweiten, fühlte sich der Seminarseelsorger auf den Unbill Gottes vorbereitet und war gewillt, die Geschehnisse niederzuschreiben. Nettesheim liebte die Zeit der Ernte. Die Kirchen waren dann geschmückt. Vor den Altären standen Körbe mit großen Broten, leuchtenden Kürbissen, Äpfeln, Getreidegarben und Blütenzweigen. Die letzte, volle Pracht des Jahres.

An einem dieser Tage saß er in der Kapelle des Seminars, versunken ins Gebet. Sein Blick war auf das strahlend blaue Fenster mit dem Fischernetz gerichtet. Es war ein faszinierendes Glas, das je nach Lichteinfall und Tageszeit die Farbe veränderte wie das Meer. Nettesheim war allein. Plötzlich spürte er eine weiche Hand auf seiner Schulter. Hinter ihm, mit mildem Lächeln und einem unergründlichen Blick, stand der Hausherr, seine Eminenz Kardinal-Erzbischof Weinachter. Seine Brillengläser funkelten im Kerzenlicht. Als Nettesheim sich erheben wollte, wurde er sanft auf die Bank zurück gedrückt.

„Sebastian, ich wollte Sie nicht in der Andacht stören, aber ich bedarf des Gespräches, dringend.“

Der Kardinal, entgegen der Erwartung vieler Menschen trug er im Alltag keine knöchellange Soutane, sondern den schwarzen, hoch geschlossenen Anzug eines Priesters, raffte seine Hosen und setzte sich zu seinem Mitarbeiter in die Bank. „Als Spiritual haben Sie hier im Seminar vielen unserer jungen Priesterkandidaten unschätzbare Dienste erwiesen.“

